In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 251. Posen, den 31. Oktober 1928. 2. Jahrg.

Zu neuen Ufern.

Ein Film- und Rundfunk-Zukunftsroman
von Felix Neumann.

Schluß. (Nachdruck verboten.)

Und in später Stunde spielte sich in dem Salon Juttas noch eine kleine Szene ab, die niemals über den Kreis der Beteiligten hinaus bekannt wurde.

Die Künstlerin erzählte freimütig, was sich zwischen ihr und Gisela in der Intendantenloge ereignete, und die Zofe beichtete den Herren, daß die Anhänglichkeit an Fräulein Vermehren sie den bösen Schritt tun ließ, dessen Folgen sie damals nicht zu übersehen vermochte.

XII.

Der Oktober färbte das Weinlaub bunt, das die Spaliere der Zehlendorfer Villen umrankte.

In dem kleinen Hintergarten des Reuthschen Hauses saß unter der großen Plantage ein Kreis von Männern mit ernsten aber zufriedenen Gesichtern.

Ein bedeutsamer Schritt ward getan, ein Vertrag unterzeichnet, der in großzügiger Form den beschleunigten Ausbau der „Heimbühne“ zum Zweck hatte.

Neben dem Ingenieur, der vor sich auf dem Tische Zeichnungen und Pläne liegen hatte, saß der Notar, der die Unterschriften entgegennahm.

Biblis war anwesend und der Intendant Heinersdorf, der Makler Corbach und der Bankier von Huhn.

Dank den unermüdlichen Bemühungen Giselas war es gelungen, die beiden sich bitter bekämpfenden Rivalen Biblis und das Bankhaus Huhn zu einer Interessengemeinschaft zusammenzuschließen.

Die grimmigen Schlachten an der Börse waren vergessen, das Kriegsbeil begraben.

Die Herren sahen ein, daß sie in gemeinsamem Wirken an einem großen gewaltigen Zukunftswerk stark und konkurrenzlos dastanden, während ein weiteres gegenseitiges Bekriegen die Opfer ins Ungeheuerliche steigern mußte, ohne der Sache irgendwie zu nützen.

Zwei Millionen hatte man flüssig gemacht, um sofort die Herstellung der wichtigsten Teile der Erfindung in eigene Hand nehmen zu können.

Zum Leiter des gesamten technischen Betriebes wurde mit unbeschränkter Vollmacht Ernst Reuth verpflichtet.

Unmittelbar nach der Niederschlagung des gerichtlichen Verfahrens hat Fräulein Ruhland Biblis und von Huhn zu sich.

Keiner ahnte, wen er antreffen werde.

Sie wußten nur, daß es sich um die endgültige Vergebung der „Heimbühne“ an eine finanzkräftige Gesellschaft handele.

Und, was fast unmöglich erschien, dem tapferen jungen Mädchen war es gelungen, die Feinde zusammenzuführen.

Hielt sie doch den starken Trumpf in Händen, sich sonst anderen Angeboten zuzuwenden.

Der greise Notar erhob sich von seinem Sitz.

„Meine verehrten Damen und Herren! Ich weiß nicht, ob mir ein gütiges Schicksal beschert, die Auswirkungen dieses soeben unterzeichneten Vertrages in ihrem ganzen Umfange noch mitzuerleben! Aber ich fühle, daß wir mit diesem Werk, dieser genialen Erfindung des Herrn Ingenieurs Reuth, im Begriff sind, unseren Fuß über die Grenze zu setzen, die uns von einem ganz neuen, noch unbekannten Lande trennt. — —

Die Kunst in ihren edelsten Blüten wird nicht mehr wenigen Bevorzugten geschenkt, nein — sie wird Gemeingut aller!

Woran sich einst Tausende erfreuten und als Stärkung für Geist und Seele mit heimnahmen, wird nun Millionen zugängig.

Ein Gefühl des Stolzes erfüllt mich, daß ich diesen Pakt aufsetzen und ihm die Rechtsgültigkeit verleihen durfte, diesen Pakt, der nicht rein geschäftlichen Geist atmet, sondern in seinem ganzen Aufbau getragen ist von der Liebe zur Kunst, von der Liebe zum Volk, von der Liebe zu allen denen, die bisher enterbt abseits standen.

Man erstrebt durch Massenfabrikation, das „Heimtheater“ bald so billig zu gestalten, daß die Anschaffung für jedes Bürgerheim, jede Schule, jedes Krankenhaus möglich ist!

Licht soll überall dahin dringen, wo bisher noch die Schatten sozialer Notlage ihre Schleier webten! Das Licht der Kunst soll allen leuchten, die guten Willens sind, sich ihm zuzuwenden. — — Wer weiß, ob dieser Vertrag so ausgefallen wäre, wie er hier vor uns liegt, wenn nicht im Kreis der Männer eine Frau gesessen hätte, eine Frau mit weichem Herzen, die, am Steuer sitzend, das segelgeschwellte Fahrzeug deutscher Technik hinübersteuert zu neuen Ufern!“

Und alle Blicke wendeten sich Gisela zu, die das Antlitz tief geneigt hielt.

Und sie gedachte der Stunde, wo sie zu der zusammengebrochenen Sängerin in der Loge des Intendanten die Worte sprach: „Gehen Sie an Ihre Aufgabe, die Ihrer heute abend harrt! Wir dienen alle der Kunst, jeder auf seinem Posten —! Lassen Sie uns zusammen wirken, anstatt gegeneinander zu wüten!“

Reuth erhob sich und sprach leise und in tiefer Bewegung einige Worte des Dankes.

In den Nachmittagsstunden aber verkündete das „Allgemeine Tageblatt“ in seiner Millionenauflage, daß die Fusion zwischen dem Bühnentrust und dem Bankhaus von Huhn vollzogen und die Erfindung des Ingenieurs Reuth angekauft sei.

Unter der Ueberschrift: „Zu neuen Ufern — —“ schilderte Dr. Gregorius die Pläne und Absichten der „Heimtheater G. m. b. H.“ und daß hier ein Unternehmen ins Leben getreten sei, das volkstümlich im besten Sinne des Wortes wirken wolle.

Am Abend brachte die Funkstunde einen längeren Vortrag des berühmten Kritikers, in dem er vor fünf Millionen Hörern die technischen und künstlerischen Wunder der „Heimbühne“ auseinandersetzte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es war Mitte Dezember. Ueber dem hastenden und jagenden Berlin lagerte die frohe Unrast der Vorweihnachtsstimmung.

Im Schloß Rangsdorf aber rüstete man sich zu dem glänzendsten Empfang, den der stolze Bau je gesehen hatte.

Mehr als dreihundert Gäste waren geladen.

Die gesamte Regierung in ihren Spitzen, die Botschafter und Gesandten der fremden Länder, die Männer der Finanz und des Handels, der Wissenschaft und der Kunst, die Herren der großen Presse, alles war gebeten, um auf der neukonstruierten „Heimbühne“ der Uebertragung der Oper „Sonnenwendnacht“ beizuwohnen.

Und bald nach sieben Uhr belebte sich die Rangsdorfer Chaussee mit dahinjagenden Automobilen, in der Luft brausten Maschinen, die die Gäste von Berlin herbeitrugen.

Das Biblissche Schloß war in eine Flut von Licht und Glanz getaucht. Auf den Terrassen, die zum See abfielen, ließen Scheinwerfer ihre Strahlen leuchten.

Auf der Flugzeugstation Rangsdorf herrschte ein Treiben, wie man es noch nicht sah.

Biblis und der Intendant Heinersdorf empfingen die Herrschaften.

Die Hausfrau selbst konnte dieser Pflicht nicht genügen, weil Frau Biblis-Vermehren an diesem Abend selbst die Ingeborg gab.

Sie würde zwar unter ihren Gästen weilen und sie durch Gesang und Spiel erfreuen, und doch körperlich abwesend sein!

In der vordersten Reihe hatte man im Saal zwei Sessel mit Blumen bekränzt.

Die waren für die Ehrengäste bestimmt, den Ingenieur Reuth und seine junge Frau Gisela.

Mit diesem Abend voll Pracht und Huldigung wollte der Geheimrat den letzten Rest von Schuld abtragen.

Und gegen acht Uhr versiegte der Strom der Geladenen.

Eine erwartungsvolle Spannung lag über dem Hause.

Die Kapelle, die mit dem Einzug der Gäste auf der Wartburg die Erschienenen begrüßte, zog sich zurück, der Raum verdunkelte sich, auf der Glasscheibe des Empfängers tauchte der Vorhang der Volksoper auf.

Das Orchester begann. Der Vorhang teilte sich, in vollendeter Klarheit und Schöne zog Szene auf Szene an der ergriffenen Zuhörerschaft vorüber.

Hinten im Saal aber in bescheidener Ecke stand ein Mädchen, das sich hereinschlich, als das Licht abgeblendet wurde.

Das Märchenland einer neuen Kunst sandte seine Boten.

Mit fiebernden Wangen sah Agathe Wunder über Wunder!

Die Hände, die damals das Vernichtungswerk vollbrachten, krampften sich ineinander.

Sie hatte sich vermessen, dem Wagen des Fortschritts ins rollende Rad zu fallen, und fast wäre sie selbst vom Schicksal zerschmettert worden, wenn nicht eine kluge gütige Frau ihr verziehן!

Und zugleich mit den Hunderten, die in ehrfurchtsvollem Schweigen ein herzbewegendes Geschehnis erlebten, erkannte dies einfache Kind aus dem Volke das Erhabene des großen Gedankens.

Eine neue Kulturepoche und eine junge, siegreiche Kunst!

Ein Geschenk an die große Masse des Volkes, ein Werk, das geeignet schien, Gegensätze zu überbrücken, versöhnend zu wirken und die zu verbin… [illegible] Schönen freudig entgegenschlug.

Die Prüfung.

Novelle von Axel Rasmussen.

Mädler traf Irene in Berlin, als er am Abend nach seiner Ankunft ziellos durch die Stadt bummelte. In irgendeinem Café, dessen Besucher, wie er wußte, nicht ganz einwandfrei waren — besonders was den weiblichen Teil der Gäste anbelangte. Er war etwas erstaunt, sie hier zu sehen und allein — noch überraschter aber, als er ihr gegenübersaß und sie einige Sekunden hindurch beobachten und mustern konnte. Die fahle Farbe ihres sonst so blühenden Gesichts, die schlaff und unlustig herabgezogenen Mundwinkel, ihre allzu gleichgültige und unschöne Haltung, mit der sie sich in den Sessel duckte und ohne Freude an ihrem Sherrc-cobler sog — das alles vermittelte den Eindruck eines ebenso plötzlichen wie erschreckenden körperlichen und seelischen Verfalls.

„Ihr Gatte?“ . . . tastete Mädler behutsam, während ihr Blick fast teilnahmslos auf ihrem Gegenüber ruhte.

„Erich?“ Sie errötete flüchtig, und der gequälte Zug in ihrem Antlitz vertiefte sich. „So wissen Sie nichts? . . .“ — „Sind Sie etwa geschieden?“ — „Geschieden? — Nein, wenn's nur das wäre! Aber es ist schlimmer. Wir sind — ich glaube, die Polizei nennt es separiert. Wir . . . er ist einfach fortgegangen. Hat mich verlassen, wie etwas Gleichgültiges weggeworfen. Er sagte, er ertrüge mich nicht mehr . . .“

Die Frau begann zu zittern, sie unterdrückte mühsam ein krampfhaftes Schluchzen. Kein Zweifel, im nächsten Augenblick würde sie in Tränen ausbrechen.

Mädler sah sich um in diesem von Menschen überfüllten, rauchblauen, heißen und fast stickigen Lokal, das keineswegs first class war. Mitleid wallte in ihm empor für diese blasse, zitternde Frau, die noch vor kurzem in den vornehmen Salons eine Rolle spielte. Die nun so völlig wurzellos war, so jeden Halt verloren hatte.

Er winkte dem Kellner. „Liebe gnädige Frau,“ stammelte er, Irene in den Mantel helfend, „Sie sollten hier nicht bleiben — ich weiß eine lauschige, stille Ecke in einem kleinen Restaurant ganz in der Nähe. Da wollen wir hin. Sie werden erzählen, werden mir Ihr Herz ausschütten.“

Sie gehorchte willenlos. Aber im Wagen griff sie plötzlich nach seinem Arm. „Nein — nein,“ flüsterte sie. „Wir wollen zu mir nach Hause — ich habe ja immerhin noch meine alte Wohnung, habe ein — Zuhause!“

Sie lachte seltsam, als sie das Wort aussprach. Es war ein Unterton in diesem Lachen, der weh tat.

Aber dann, als Mädler ihr in dem behaglichen Boudoir, das er aus früheren Besuchen bei Erich so gut kannte, gegenübersaß, verlor sie plötzlich doch den letzten Rest von Selbstbeherrschung und begann hemmungslos zu weinen.

Mädler bemühte sich nicht, diesen Strom von Tränen zum Stillstand zu bringen. „Das alles muß einmal runter vom Herzen — ihr wird dann viel, viel wohler werden,“ dachte er und blickte gerührt auf die mädchenhaft schmalen, zuckenden Schultern der Frau.

Endlich hob Irene ihm ihr tränennasses Antlitz entgegen.

„Das alles ist wohl sehr töricht und unwürdig?“ fragte sie stockend und versuchte ein zaghaftes Lächeln.

Mädler griff nach ihrer Hand, küßte sie behutsam. „Denken Sie, ich wäre Ihr Freund — ich bin's gewesen, so lange ich Sie kenne. Oder nein, denken Sie, ich wäre Ihr Vater, Ihr Bruder — irgendwer, dem Sie sich rückhaltlos anvertrauen können. Sagen Sie mir, wie alles kam — und Ihnen wird endlich leichter ums Herz werden.“

„Wie alles kam?“ wiederholte Irene, und ihre kindlich zarte Stirn krauste sich in schmerzlichem Staunen. „Ich verstehe ja das alles nicht . . . ich verstehe es nicht.“

Sie stockte wieder, blickte grübelnd ins Leere. Endlich, zögernd noch, begann sie aufs neue.

„Es fing damit an, daß ich Helga ins Haus nahm. Sie wissen, meine Schwester Helga, Mutter war gestorben zu Neujahr — und was sollte Helga allein in der großen weiten Wohnung? Da nahmen wir sie bei uns auf — es war ja eigentlich so selbstverständlich, daß wir es taten, nicht wahr?

Helga ist fünf Jahre jünger als ich — aber das will nicht viel heißen, denke ich mir, wenn man selbst knapp fünfundzwanzig ist. Und sie ist auch nicht hübsch, obgleich sie ein sympathisches Gesicht hat. Ich bin viel, viel schöner — ich weiß es und sage es ohne Eitelkeit. Erich mochte Helga sehr gern, weil sie lustig, temperamentvoll und schlagfertig war. Er neckte sich oft mit ihr, und ich sah es lächelnd an und freute mich, daß sich das Zusammenleben so gut anließ. Ich war nicht ein bißchen eifersüchtig — ich war ja der Liebe Erichs so sicher.

Aber einmal, an einem Abend — Helga war schon zu Bett gegangen — fragte er mich:

„Liebst du mich?“

Ich küßte ihn und sagte „Unendlich“ und freute mich seiner Frage — wir pflegten uns oft mit diesem Frage- und Antwortspiel zu ergötzen, wenn wir allein waren. Denn eigentlich waren wir noch immer so verliebt ineinander wie ein junges Paar in den Flitterwochen.

Ich glaubte schon, seine nächste Frage zu kennen. Aber dann kam doch etwas ganz anderes. Er sah mich mit seinen dunklen Augen fern und fremd an und sagte ganz leise:

„Ich möchte so gern an das glauben, was du sagst. Aber ich kann es nicht, kann es nicht immer. Zuweilen zweifle ich an der Aufrichtigkeit und Größe deiner Liebe. Wie willst du mir beweisen, wie sehr du mich liebst — wie . . . kannst du es beweisen?“ Das

tat mir weh, ich gebe es zu. Aber ich bezwang mich und flüsterte: „Durch alles — durch jedes Opfer."

„Opfer," wiederholte er. „Das war das richtige Wort. Das wollte ich hören." Und dann, nach einer langen, schweren Pause: „So gib mir — Helga!"

Ich erschrak wohl sehr, aber ich dachte doch einen Augenblick, das alles wäre nur Scherz. Doch dann sah ich in seinen Augen, die nun fest und unerbittlich waren, sah seinen Mund, den nicht der Hauch eines Lächelns berührte, und mein Herz krampfte sich zusammen.

„Nein — nein — nein!" schrie ich flehentlich. Ich sank zu Boden und umklammerte seine Füße. Ich weinte und zitterte und winselte um Erbarmen — ich erniedrigte mich vor ihm wie eine Sklavin. Denn ich liebte ihn so sehr, daß es mir unmöglich erschien, ihn freiwillig aufzugeben. Er hob mich sacht empor, streichelte mich ganz sanft und behutsam, aber er sagte nichts mehr. Wie ein Kind, wie ein krankes und trauriges Kind tröstete er mich, bettete mich auf meinem Lager und hielt meine Hand, bis ich — endlich, endlich — einschlummerte. Als ich, Stunden später, erwachte, war er verschwunden. Er hat dies Haus verlassen, während ich schlief, und ich habe ihn seitdem nicht mehr wiedergesehen."

Irene hielt erschöpft inne. Der leere, trostlose Ausdruck ihres Gesichts erschütterte ihren Gast zu tiefst.

„Und Helga?" fragte er endlich, nach langen, schweigsamen Minuten.

„Helga? Was ist mit Helga?" entgegnete die Frau überrascht.

„Hat er sie mitgenommen — plant er, sich von Ihnen scheiden zu lassen und sie zu heiraten?"

„Verzeihung," sagte Irene, und ihr Antlitz erstarrte. „Ich habe vergessen, alles zu erzählen. Helga wohnt noch hier, natürlich. Sie weiß von dem allen nichts und wird demnächst heiraten. Einen Freund von Erich, der diese Partie sehr gefördert hat.

Erich hat Helga in Wirklichkeit **niemals geliebt** — er hat überhaupt nie eine Frau geliebt außer mir . . ."

Mädler starrte sie verständnislos an.

„So war das alles . . ." stotterte er. Sie unterbrach ihn schnell:

„Ja, das alles war wirklich nur eine — **Prüfung**. Ich wußte es von dem Augenblick an, als er mich verlassen hatte. Es war eine Prüfung, und ich, nun, ich habe sie nicht bestanden."

Und dann, während sie sich mit einer halbwegs mechanischen Handbewegung eine widerspenstige Locke aus der Stirn strich, setzte sie tonlos hinzu:

„Nun kommt er nie mehr zurück . . ."

Ein Wikingergrab entdeckt.

In Telemarken dicht beim Hardangerfjord hat man unlängst ein Wikingergrab entdeckt. Der Fund ist deshalb von besonderer Bedeutung, weil das Grab mehr als 1000 Meter über dem Meeresspiegel liegt, mitten im Hochgebirge des westlichen Norwegens. Wikingergräber fand man bisher lediglich in flachen Küstengegenden, niemals im Gebirge. Sachverständige äußern über den neuen Fund die Ansicht, daß der Begrabene scheinbar auf der Jagd im Hochgebirge vom Tode überrascht und von seiner Gefolgschaft gleich an Ort und Stelle der Erde übergeben wurde. Aus der Ausgrabung ergab sich, daß die Leiche, die anscheinend mit einem Mantel zugedeckt worden war, vor der Beerdigung verbrannt wurde. Das Wikingergrab liegt in einer einsamen Gegend weit von jeder Niederlassung aus früherer Zeit.

Danebengelungener Beweis.

Der Fall lag ganz klar. Für den Verteidiger, der seinen Mandanten vor einer großen Geldstrafe schützen wollte. Vierzigtausend Dollar standen auf dem Spiel. Aber der Fall lag ja ganz klar. Unmöglich konnte man ein Urteil aussprechen. Wer nur etwas vom Kraftwagenfahren verstand, mußte ja sofort zu der Ueberzeugung kommen, daß ein Unfall, wie der Gegenanwalt ihn schilderte, niemals vorkommen konnte. Niemals hatte sein Mandant den kleinen Sohn des Klägers umgefahren. Es war nach Lage der Dinge ganz ausgeschlossen. Der Fall lag ganz klar, und der Verteidiger war bereit, um die vierzigtausend Dollar zu retten, den Beweis anzutreten.

Im Vorgefühl seines Sieges erhebt sich der Anwalt und bittet den Vorsitzenden um die Erlaubnis, hier vor den Augen der Richter den Unfall, wie ihn der Gegenanwalt schildert, genau zu demonstrieren und zu beweisen, daß es gar nicht möglich war, daß sein Mandant den Sohn des Klägers habe anfahren können.

Gnädig winkte der Richter Erlaubnis. Und der sachverständige Anwalt baute sich aus dem Richtertisch ein Auto, imitierte das Hupen, regelte den Verkehr und spielte zuletzt noch den kleinen Sohn des Klägers. Gespannt sieht die Versammlung den temperamentvollen Ausführungen des Verteidigers zu. „Meine Herren," wollte der Verteidiger gerade seine Rede beginnen, „meine Herren, konnte nach Lage der Dinge ein Unfall eintreten? War es denn technisch möglich, daß mein Mandant den kleinen Sohn des Klägers hatte umfahren können?" Sie wiegten die Köpfe, sie runzelten die Stirnen, sie sahen plötzlich, sie sahen den Verteidiger wie vom Blitz gefällt zu Boden sinken: er war bei seiner allzu temperamentvollen Demonstration auf dem Fußboden ausgeglitten. Stöhnend lag er am Boden. Zu allem Unglück hatte er sich noch den Knöchel gebrochen. Man mußte ihn wie ein kleines Kind auf seinen Stuhl tragen. Sein Beweis war danebengegangen.

„Wenn schon ein so gewandter Rechtsanwalt auf dem Parkett eines Gerichtssaales ausgleiten konnte," so schloß der Vertreter der Anklage seine eindrucksvolle Rede, „wie kann er uns da glauben machen wollen, daß der kleine Sohn des Klägers nicht hatte umgefahren werden können? Ist die Straße nicht viel gefährlicher als das Parkett hier? Liegt nun die Sache nicht klar? Ich verlange vierzigtausend Dollar Schadenersatz!"

Das Gericht hatte Mitleid mit dem gestürzten Verteidiger, der seinen Fuß nicht mehr bewegen konnte. Es beschloß die Vertagung der Sache. Hadernd über die Tücke des Zufalls humpelte der Rechtsanwalt an einem Stock aus dem Gerichtssaal . . .

Die „heiligen Jungfrauen".

Ein Kapitel aus dem dunkelsten Afrika.

In Britisch-Uganda sonnt sich König Bwatomai im absoluten Absolutismus. Er hackt seinen Untertanen die Hände ab, schneidet seinen schwarzen Trommelschlägern, wenn sie sich den geringsten Fehler zuschulden kommen lassen, manchmal höchstselbst die Ohren ab und übt sonst noch allerlei Gebräuche seiner Vorfahren. Es sind seine Liebhabereien, die Liebhabereien eines Königs in Afrika. Jetzt aber hat der englische Gouverneur das höfliche Ersuchen an Seine Majestät gerichtet, derartige Gepflogenheiten künftig zu unterlassen. Es sei doch gar zu barbarisch, Menschen die Ohren abzuschneiden oder ihnen die Hände abzuhacken. Das möge sich Seine Majestät wohlwollend überlegen.

König Bwatomais besondere Liebhaberei sind die heiligen Kühe von Bunhoro. Diese stehen Seiner schwarzen Majestät noch am nächsten. Zur Pflege der heiligen Kühe sind drei ebenso heilige Jungfrauen angestellt, die keine irdischen Gelüste kennen dürfen. Wehe dem jungen Mann, der sich ihnen naht. Wehe dem Verwegenen, der die Tugend der drei heiligen Hüterinnen der ebenso heiligen drei Kühe anzutasten wagt. Abgeschnittene Hände und Ohren sind die Strafe für das Verbrechen gegen die heiligen Kühe und die heiligen Jungfrauen des Königs Bwatomai. Sollte es doch einem Don Juan gelingen, einer der drei jungfräulichen Schönen einen Kuß zu rauben — vielleicht gerade beim Melken —, dann bleibt ihm nichts anderes übrig, als in die dunkelsten Wälder zu fliehen. Wehe auch dem Unglücklichen, der einen etwas zu freundlichen Blick aus den Augen dieser Heiligen empfängt. Ihm droht die gleiche Strafe, und nur Flucht in den Urwald bringt Rettung. Die heiligen Kühe aber haben am Hofe des afrikanischen Königs allerlei Vorrechte, um die sie jeder Schwarze beneiden könnte. Sie dürfen nach Belieben zwischen den vielen Hütten des Königs herumspazieren, und gefiele es einer von ihnen, sich auf dem Strohlager des Monarchen niederzulassen, so müßte dieser, ohne ein Zeichen der Ungeduld zu geben, warten, bis das heilige Tier sich wieder erhebt.

Die heiligen Mädchen, denen die Pflege der Kühe obliegt, werden Tag und Nacht bewacht. Stirbt eine von ihnen, dann wird sie sofort durch ein keusches Jungmädchen aus dem Stamme ersetzt. Vor dem Antritt des hohen Dienstes aber hat das Mädchen noch eine endlose Reihe von Reinigungsprozessen durchzumachen. Sterben alle drei Jungfrauen in kurzer Zeit, dann droht dem Königreich Gefahr und das Leben des Herrschers ist bedroht. In diesem Falle ist es Brauch, daß der König sich selbst dem Hungertod ausliefert oder die Verfassung seines Reiches ändert.

Städte mit einem Dutzend Einwohner

Im südlichen Frankreich, im Gebiet der Seealpen, gibt es eine Anzahl Dörfer und Städtchen, die fast völlig von Menschen verlassen sind. Gassen führen durch sie hindurch, auf denen Unkraut wächst, die Haustüren stehen offen zum Eintritt für jedermann. Vom Glockenturm schlägt keine Stunde mehr, und die Kirche ist ohne Beter. Ausgestorbene Orte, in denen die Häuser wie leere Sarkophage stehen. Die meisten dieser Dörfer und Städtchen gehen ins 14. und 15. Jahrhundert zurück, einige wenige deuten sogar auf römischen Ursprung. Die Orte sind meist auf beherrschender Höhe gebaut, die Häuser an der Ortsgrenze haben noch fortifikatorischen Charakter. Ihre Mauern waren zugleich Stadtmauern und weisen deshalb noch häufig Schießscharten auf. Der steinige, kümmerliche Boden ernährt die Bewohner nur mühsam, das Gras, das dort wächst, reicht kaum für anspruchslose Ziegen. Und so setzte denn im 19. Jahrhundert eine allgemeine Auswanderung nach den Rivierastädten ein, bis schließlich in jedem dieser Orte nur noch eine oder zwei Familien zurückblieben, die letzten Ueberlebenden in den abgestorbenen Gassen. Sie weiden ihre Ziegen auf den Felshügeln wie letzte Nachkömmlinge eines verschwundenen Hirtenvolkes. Sonst verdienen sie ein paar Franken dadurch, daß sie die wenigen Touristen beköstigen und beherbergen, die sich in die Abgestorbenheit dieser Felswüsten wagen. Fußpfade und Ziegensteige waren bisher die einzigen Wege, die zu diesen toten Orten führten. Nun hat man aber eine große Automobilstraße durch dieses vergessene Gebiet gebaut. Von Nizza aus führt eine prächtige Straße nach Gourdon, dem größten dieser gestorbenen Städchen; in einer Stunde bringt das Auto den modernen Reisenden von der Promenade Anglais ins Mittelalter.

Gibt es künstliche Edelsteine?

Noch glitzern Diamanten an Frauenhänden und auf schönen Nacken, und wenige nur wissen, welch Seltenheitswert bald ein Brillantring oder so ein Kollier haben wird, wie es heute jede „bessere" Dame ihr eigen nennt. Die Prognosen für Edelsteine

lauten schlecht, und wenn die wissenschaftlichen Forschungsresultate sich verwirklichen, wird in fünfzehn Jahren der gesamte Edelsteinvorrat erschöpft sein. Die Föderation dieser Kostbarkeiten wird fast ausschließlich von England bestritten, und die englischen Kolonien sind es, auf deren Boden man die meisten Edelsteine antrifft, während Amerika die größte Anzahl von Diamanten besitzt. In engem Zusammenhang mit diesen bedrohlichen Prophezeiungen stehen die erneuten Versuche um die künstliche Herstellung eines Edelsteins, welcher Erfindung schon seit Jahrhunderten die Arbeit der Gelehrten gilt.

Vor einiger Zeit verlautete, daß ein französischer Chemiker den Weg gefunden habe, um auf künstlichem Wege einen Diamanten zu erzeugen. Diese Meldung hat sich aber derweil als eines der größten wissenschaftlichen Irrtümer erwiesen, obgleich die Kunde überall lebhaftestes Interesse hervorrief und natürlich gleichzeitig genug Gläubige erstanden, die das Wunder glaubten, bevor es noch wissenschaftlich erprobt war. Aber nicht nur in Fachkreisen gab es lebhafte Diskussionen über diese epochale Neuerung, sondern besonders auf wissenschaftlichem Gebiet machte sich eine lebhafte Aufregung bemerkbar. Die Diamantenbörsen der Alten und Neuen Welt verzeichneten gesunkene Preise, und so war es äußerst notwendig, all die umherschwirrenden Gerüchte auf ihren wissenschaftlichen Gehalt zu prüfen, um noch rechtzeitig eine wirtschaftliche Krise zu vermeiden.

Das Gutachten der Gelehrten war jedoch auch derart gehalten, daß es in Laienkreisen die Vermutung zur Tatsache stempeln konnte. Nach Ansicht der Fachleute sind die Experimente zwar kostspielig und nicht lohnend, aber es liegt durchaus im Bereich der Möglichkeit, einen künstlichen Diamanten herzustellen. Doch auch Gelehrte können sich täuschen und sich phantastischen Hoffnungen hingeben, die technisch unmöglich zu erfüllen sind. So auch in diesem Falle. Ein französischer Ingenieur, basierend auf der Idee, daß dies Werk gelingen könne, unternahm einen derartigen Versuch, um das gewünschte Resultat zu erlangen. Er benutzte zu diesem Zweck Zuckerkohle, die er in flüssigem Eisen auflöste. Das Entscheidende bei diesem Experiment war die Abkühlung der Lösung unter einem sehr hohen Druck durchzuführen. Durch eine besondere Einrichtung hatte der Ingenieur erreicht, daß diese Abkühlung unter einem für moderne Begriffe gigantischen Druck von vielen tausend Atmosphären vonstatten ging. Und das Resultat war so verblüffend, daß die Möglichkeit eines positiven Resultates tatsächlich nahe lag. Denn kleine Kristalle hatten sich durch die Behandlung gebildet, welche die Eigenschaften eines Diamanten aufwiesen. Kohlenkristalle nach ihren natürlichen Eigenschaften, aber ausgestattet mit dem echten Sprühglanz wirklicher Edelsteine, wie man sie in afrikanischen Gruben findet. Noch hatten sie nicht die entscheidende Probe bestanden und ihre optische Echtheit bewiesen. Den Diamanten ist bekanntlich eigen, Lichtstrahlen auf eine ganz bestimmte Art zu brechen, und diese Besonderheit ist es, die es ermöglicht, unechte von falschen Edelsteinen zu unterscheiden. Und selbst dieses Probefeuer bestanden die künstlichen Diamanten, so daß nunmehr das Problem für alle gelöst schien.

Dennoch ein Irrtum. Ein englischer Gelehrter hat diese Tatsachen einer nochmaligen gründlichen Prüfung unterzogen und festgestellt, daß es wohl künstliche Kristalle sind, aber keine Diamanten. Es sind nur Mineralsplitter, die zwar fast gleiche Eigenschaften haben wie der Diamant, dennoch einen bedeutenden Unterschied aufweisen: sie halten der Verbrennungsprobe nicht stand. Nachdem sie durch das läuternde Feuer gingen, hat sich ihre Unechtheit herausgestellt, und der Traum der Wissenschaft ist zerstört von dieser Einsicht. Wir können also vorläufig noch keine künstlichen Diamanten produzieren, eine Nachricht, freudig von den Diamantenhändlern begrüßt. Und also wartet noch immer eine ungelöste Aufgabe junger Forscher. Vielleicht gelingt es dem Nächsten, das Problem zu lösen.

Der Pfeifen-Anraucher.

Ein sonderbarer Beruf ist der des Pfeifen-Anrauchers. Während des zweiten französischen Kaiserreichs, unter der Regierung Napoleons III., wurde dieser Beruf viel ausgeübt. Damals rauchten die vornehmen Herren meist die Pfeife. Zigarren waren noch nicht so modern und von Zigaretten wußte man noch fast nichts. Es war zu jener Zeit ein Vergnügen und selbst eine Ehre, eine Pfeife zu haben, die alt und gut angeraucht aussah. Mit einer neuen Pfeife konnte man sich in guten Kreisen damals nicht sehen lassen. Doch die alte Pfeife zerbrach wohl einmal, oder war nicht mehr gut, und was dann? Eine neue kaufen? Gut! Aber so schnell läßt sich eine neue Pfeife nicht anrauchen, und die Herren hatten dazu auch keine Lust.

So entstand der Beruf der Pfeifen-Anraucher. In Paris konnte man sie finden, an den Ufern der Seine, an den Brücken, mit ernstem Gesicht, dampfend, dampfend, dampfend. Von Zeit zu Zeit kontrollierten sie, ob die Farbe wohl gut wurde, gleichmäßig und in dem gewünschten Ton; denn nicht jedes Anrauchen war gut. Das Anrauchen mußte mit Verstand und Ueberlegung geschehen.

Zwei Frank konnte täglich ein Pfeifen-Anraucher verdienen, wenn er seine Arbeit gut verstand. Zwei Frank täglich — das war viel für die damalige Zeit und für die „Arbeit", die dafür geleistet wurde. Es war für den Anraucher gewiß keine unangenehme Arbeit.

Vielleicht, weil die Zigarren und Zigaretten so teuer sind, vielleicht auch ein wenig aus Modesucht, im Nacheifern der Engländer — wird die Pfeife wieder modern. Und so prophezeit man auch den Pfeifen-Anrauchern wieder eine Zukunft. Doch die heutigen Pfeifen-Anraucher arbeiten nicht mehr für zwei Frank täglich, selbst nicht für 12 Frank täglich. Sie fordern 20 Frank für einen achtstündigen „Arbeitstag". Und dann muß ihnen der Tabak noch gratis geliefert werden.

Aus aller Welt.

Uradlige englische Sozialisten. Bekanntlich hat Ramsay Macdonald, der bedeutendste englische Labour-Staatsmann, kürzlich im Berliner Reichstagsgebäude eine denkwürdige Friedensrede über die Notwendigkeit der Abrüstung Englands und Frankreichs gehalten. In seiner Begleitung befanden sich Sir Oswald und Lady Cynthia Mosley, die beide aus uradligen englischen Geschlechtern stammen. Zwei Könige waren Zeugen der Hochzeitsfeierlichkeiten gewesen, die ein gesellschaftliches Ereignis allererster Ordnung waren. Denn Lady Cynthia, die sich jetzt von ihren Parteifreunden „Genossin Cynthia" nennen läßt, ist die Tochter des ehemaligen Vizekönigs von Indien Lord Curzon of Kedleston. Nach dem Kriege haben sich beide in den Dienst der Labour-Partei gestellt. Da es aber nach englischem Gesetz nicht möglich ist, den Adel abzulegen, so bleiben sie wie eine Reihe anderer Standesgenossen uradlige Sozialisten. Sir Mosley gilt als der kommende Mann seiner Partei. Lady Cynthia genießt einen besonderen Ruf als Agitations- und Straßen-Rednerin. Ein Bild von ihnen bringt das „Illustrierte Blatt", Frankfurt a. M., in seiner neuesten Nummer (44). Das gleiche Heft enthält einen Bildartikel mit wunderschönen Tier-Photos: „Bengt Berg im Reich der wilden Schwäne", einen über den „modernen Siebenmeilenstiefel", einen über „Rhodos, die Insel der Erzähler", sowie einen „Die Leinewand redet". An aktuellen Photos verdienen die ersten amerikanischen Bilder von der Ankunft des „Graf Zeppelin" in Neuyork besonders hervorgehoben zu werden. Man sieht auf ihnen das Luftschiff kurz vor Beendigung seiner Fahrt über die Wolkenkratzer dahingleiten und sieht den begeisterten Empfang in den Straßen der Stadt, der lebhaft an die seinerzeitige Aufnahme Lindbergs erinnert. Das Titelbild vermittelt eine Vorstellung von der Beschädigung der Stabilisierungsfläche. Der Anblick dieses Lecks läßt die Leistung des Luftschiffes um so größer erscheinen. Schließlich enthält die Nummer auch eine Reihe von Photos von der neuen Frankfurter Großmarkthalle, die den größten freitragend überspannten Eisenbetonbau der Welt darstellt. Von Sportaufnahmen verdienen Bilder aus Wimbledon besondere Beachtung. Sie berichten von dem sensationellen 4 : 1-Sieg der Berliner Amateur-Fußball-Elf über die englische Isthmian League. Das Heft ist von Anfang der Woche an zu haben.

Landgewinnung ohne Krieg. Daß man sein Land auch ohne kriegerische Aktionen vergrößern kann, davon gibt das kleine Holland ein glänzendes Beispiel. Vor ca. 600 Jahren entriß eine gewaltige Sturmflut das jetzige Gebiet der Zuider See dem Festland. Alle Versuche, dem „blanken Hans" das Gebiet wieder zu entreißen, scheiterten. Erst mit Hilfe der modernen technischen Einrichtungen ist man mit Erfolg darangegangen, einen neunzig Meter breiten Damm quer durch die Zuider See zu legen, der das Meer abriegelt. Damit sind die Vorbedingungen für die Wiedergewinnung einer 220 000 Hektar großen Landfläche gegeben, deren Wert man auf 850 Millionen Mark schätzt. Bis zur Vollendung dieses großen Kolonisationswerks werden allerdings noch etwa 20 Jahre vergehen.

Der Schleier der Maria Stuart. Er ist von weißem Flor, mit goldenen Sternchen übersät. Maria Stuart trug ihn, als sie das Schafott bestieg, und schenkte ihn, einige Minuten vor ihrem Tode, einer ihrer Kammerfrauen. Von dieser kam der Schleier an die Jesuiten und endlich an den Kardinal von York nach Rom. Endlich, nach langer Zeit, ging die Reliquie infolge eines Vermächtnisses des Kardinals, an Sir John Heppesley in Irland über, dessen Gemahlin ihr Geschlecht auf die Stuarts zurückführte.

Fröhliche Ecke.

Ein begreiflicher Irrtum. Fürst Otto von Bismarck, der Enkel des „Eisernen Kanzlers", der auf seinen Besitzungen in der Nähe von Hamburg lebt, wollte einmal einen alten Korpsbruder, den Leiter einer größeren Irrenanstalt, besuchen. Der biedere Pförtner öffnete.

„Sie wünschen?" fragte er.

„Bitte melden Sie mich dem Herrn Doktor," sagte Bismarck freundlich.

„Darf ich um Ihren Namen bitten?"

„Fürst Otto von Bismarck!"

Der Wackere sah den Fremden groß an, dann sagte er grinsend: „Dann gehen Sie mal inzwischen hier in Zimmer Nr. 7, da wartet schon Napoleon I. und der Herr Alexander der Große!"

Er hatte in seinem Uebereifer den jungen Fürsten ebenfalls für einen größenwahnsinnigen Geisteskranken gehalten.

Wirtschaftlich. „Willy! Ich habe dir doch ausdrücklich gesagt, du solltest dich waschen! Statt dessen steht das Waschwasser noch immer unberührt da!"

„Das Waschwasser ja, Mutti. Aber guck dir mal das Handtuch an . . ."